

3. Porträt Jesu als junger Mann



Die Geburt Jesu in Betlehem – oben von einem italienischen Künstler des vierzehnten Jahrhunderts dargestellt (Unterkirche der Benediktinerabtei Subiaco, Italien), auf der rechten Seite von einem äthiopischen Künstler des fünfzehnten Jahrhunderts (Marienkirche in Gorgora, Äthiopien). Auffallend ist, dass Ochse und Esel für den europäischen wie für den afrikanischen Maler dazugehören. Erstaunliche Übereinstimmungen lassen sich auch in der Körpersprache von Maria und Joseph finden: Auf beiden Darstellungen hat Maria die Hände zum Gebet zusammengelegt, auf beiden schmiegt Joseph seinen Kopf grübelnd in seine Hand.

Nur anderthalb Wegstunden sind es vom Herodeion nach Betlehem, etwa sechs Kilometer. »Brothausen« würde der Ort auf Deutsch heißen, und Lukas braucht nur etwas nachzuhelfen, schon sehen wir dieses Betlehem vor uns: ein lebhaftes Hirten- und Bauernstädtchen an einer Durchgangsstraße inmitten von sprießendem Korn und saftigen Weiden, grasende Schaf- und Ziegenherden ringsumher und am Ortseingang eine Karawanserei, die schon überfüllt ist, als die hochschwängere Maria und Joseph dort müde eintreffen. Daher der Stall, daher die Krippe, daher die anbetenden und lobpreisenden Hirten, und über allem ein himmlischer Glanz, Sternengeglitzer, Engelschöre. Schön ist das, wie eine Geschichte nur schön sein kann. Zu schön, um wahr zu sein?

Schön genug jedenfalls, um der Fantasie reichliche Nahrung zu bieten. Denn nicht einmal Lukas, der Jesu Geburt als Einziger in dieser Weise schildert, erwähnt einen Stall oder Ochs oder Esel oder Heu und Stroh. Einzig von einer Futterkrippe ist bei ihm die Rede, und die gibt es in vielen Häusern Betlehems, wo die einfachen Leute mit ihren paar Ziegen oder Schafen unter einem Dach zusammenleben. Warum sollten sich Maria und Joseph nicht durchgefragt haben, nachdem die Karawanserei keinen Platz mehr bot? Leute, die einem für wenig Geld ein Nachtlager in ihrem Haus anbieten, findet man immer – und dort obendrein Frauen, die bei der Geburt helfen. Aber – mag man sich das so vorstellen? Maria und Joseph in der Heiligen Nacht in einem gewöhnlichen Raum voller Menschen, von denen einige dicht zusammengedrängt auf Matten am Boden zu schlafen versuchen, während andere sich um die gebärende Maria kümmern? So ähnlich könnte sich Lukas das in der Tat gedacht haben. Aber vielleicht deuten die anbetenden Hirten doch auf eine Stallhöhle am Ortsrand von Betlehem hin, die für gute Augen von den nächtlichen Feldern aus am Schein einer Öllampe zu erkennen ist. Und stimmungsvoller ist unsere





Blick auf den Krippenplatz und die Geburtskirche in Betlehem über der sogenannten Geburtsgrotte. Mit seiner Weihnachtsgeschichte hat Lukas der Geburt Jesu die endgültige erzählerische Form gegeben. Für Kaiser Konstantin kam daher kein anderer Ort als Betlehem in Frage, als er im vierten Jahrhundert daranging, die Stätten der christlichen Heilsgeschichte mit Kirchen zu markieren.

ausgeschmückte Weihnachtsgeschichte allemal. Nur – stimmt sie auch? Hat Lukas denn recht mit Betlehem? Ist Jesus wirklich in der bedrohlichen Nachbarschaft des alternden Herodes zur Welt gekommen? Was sagen die anderen Evangelisten?

Durchaus Unterschiedliches. Markus äußert sich gar nicht dazu. Johannes ebenso wenig. Beide befassen sich mit Jesus erst von dem Tag an, an dem er vierunddreißig Jahre später das erste öffentliche Aufsehen erregt. Als seinen Heimatort geben sie Nazaret an, ein Dorf 170 Kilometer nördlich von Betlehem in Galiläa. Und der vierte Evangelist, Matthäus? Der nimmt Jesu Geburt zwar in seine Erzählung auf, verlegt sie auch ebenfalls nach Betlehem, spricht aber lediglich von einem Haus als Schauplatz der Niederkunft und lässt im Übrigen durchblicken, dass Maria und Joseph dort eben wohnen. Betlehem wäre demnach ihre Heimatstadt, und Jesus käme ganz einfach in seinem Elternhaus zur Welt. Davon nun wiederum weiß Lukas nichts. Für ihn sind Joseph und Maria Reisende, die Betlehem nur gezwungenermaßen aufsuchen, weil sie sich dort in eine Steuerliste eintragen müssen. Was den eigentlichen Heimatort von Jesu Eltern angeht, ist sich Lukas mit Markus und Johannes völlig einig: Das ist Nazaret. Etwas ist da unvereinbar, und man könnte sich fragen: Was stimmt denn nun? Betlehem oder Nazaret? Stall oder Haus?

Doch diese Frage stellt sich für die Evangelisten nicht. Nicht so jedenfalls. Nicht als Frage nach den Fakten. Sie gehen nämlich davon aus, dass historische Tatsachen allenfalls die halbe Wahrheit verraten, weil dieser

rätselhafte Jesus sich anhand von Tatsachen allein gar nicht beschreiben lässt. Sie versuchen, diese Gestalt viel gründlicher zu verstehen. Sie wollen bis zum eigentlichen Wesen dieses Menschen vorstoßen. Und deshalb greifen sie nach passenden Bildern und Assoziationen, um das Ergebnis ihrer Studien in ihre Geschichten einfließen zu lassen.

Nehmen wir Matthäus. Er kommt zu dem Ergebnis, dass Jesus mit Mose vergleichbar ist, dem Begründer der jüdischen Religion, dem Gesetzgeber und Befreier seines Volkes, der die Israeliten vor Zeiten aus Ägypten durch die Wüste ins Gelobte Land geführt hat. Deshalb lässt Matthäus – und kein Evangelist sonst – auf die Geburt in Betlehem die Flucht vor Herodes nach Ägypten folgen. Hinterher, nach seiner Rückkehr, hat Jesus dann das Herkunftsland und den Wanderweg mit Mose gemeinsam, der Vergleich mit dem Befreier Israels drängt sich jetzt auf, und der Leser seines Evangeliums ist um die Erkenntnis reicher: Was Mose in früher Vergangenheit für sein Volk geleistet hat, das leistet Jesus für die Gegenwart. Oder nehmen wir Lukas. Der will mit seiner Weihnachtsgeschichte die noch brisantere Entdeckung zur Sprache bringen, dass Gott selbst in Jesus Mensch geworden ist – und zwar nicht, um sich zu amüsieren, wie es griechische Götter bisweilen tun, ganz im Gegenteil. Das Leben dieses Mensch gewordenen Gottes wird glanzlos verlaufen und schrecklich enden, darum schon hier, gleich zu Anfang seines Evangeliums, die ärmlichen Verhältnisse, der Viehgeruch, das Provisorium der zufälligen Unterkunft.

Auf Betlehem nun verfallen beide, Matthäus wie Lukas, weil sie in den Schriften der Propheten eine Weissagung gefunden haben: Genau aus dieser Stadt Betlehem soll einst ein König kommen, der sein Volk wie ein guter Hirte regieren wird, fürsorglich und milde. »Und du, Betlehem, bist keineswegs die geringste unter den Fürstenstädten Judas; denn aus dir wird ein Fürst hervorgehen, der mein Volk Israel weiden wird«, heißt es bei Micha und Samuel. Damit ist viel über Jesus gesagt, jedoch kaum etwas über Betlehem. Denn hier geht es um viel Entscheidenderes als historische Genauigkeit. Hier geht es um einen Wechsel von der menschlichen zur göttlichen Perspektive, und der gelingt Matthäus und Lukas mit ihrer Methode tatsächlich: Gleichgültig, wie irdisch, verletzlich, schwach oder bemitleidenswert Jesus ihren Lesern im weiteren Verlauf der Geschichte vorkommen wird – nach diesem Anfang hat man verstanden, dass einer eine Lichtgestalt wie Mose sein und gleichzeitig als Verbrecher am Kreuz hängen kann. Dass einer der Sohn Gottes und gleichzeitig eine gehetzte Kreatur sein kann. Mit anderen Worten: dass Gott sich nicht in einer Machtdemonstration, sondern in einer Ohnmachtdemonstration offenbaren kann. Und offenbaren will.

Der Arme ist reich, der Reiche arm, das Hohe niedrig, das Niedrige hoch, die Hure der Seligkeit näher als ehrbare Frauen und ein Kind klüger als alle Erwachsenen – solche Paradoxien durchziehen sämtliche Evange-

Römische Münze mit dem Porträt des Feldherrn Quinctilius Varus. 4 vor Christus schlug er erfolgreich einen Aufstand in Judäa nieder, 9 nach Christus erlitt er in Germanien eine vernichtende Niederlage. Unten ist die Vorderseite der Münze mit Kaiser Augustus, Gaius Cäsar und Lucius Cäsar abgebildet.



lien. Auf sie laufen viele Gleichnisse und Aussprüche Jesu hinaus. Sie bilden den Schlüssel zum Verständnis seines Lebens. Jesus stellt alles auf den Kopf, oder vom Kopf zurück auf die Füße. Und wenn ihre Leser das verstehen, ist für Matthäus und Lukas viel mehr gewonnen als mit einer historisch korrekten Ortsangabe. Wenn wir von der Wahrheit des Neuen Testaments sprechen, müssen wir also immer bedenken, dass es für seine Autoren neben der Wahrheit der Fakten noch eine höhere Wahrheit gibt. Im Übrigen darf man nicht von einem Evangelium allein die ganze Wahrheit erwarten. Jeder Evangelist geht anders an seinen Stoff heran, jeder findet eine eigene Beziehung zu seiner Hauptfigur, und ein Urteil über wahrscheinlich oder unwahrscheinlich kann man erst fällen, nachdem man den Plädoyers aller vier Autoren aufmerksam zugehört hat. Je sorgfältiger man ihre Texte vergleicht, desto realer werden Jesus und seine Welt. In diesem Fall spricht vieles dafür, dass Jesu Heimatort Nazaret ist und dass er dort auch zur Welt kommt. Als Kind einer Jungfrau? Der Apostel Paulus, ein Spezialist für Machtworte, äußert sich über die Umstände von Jesu Erscheinen in dieser Welt kurz und trocken. »... vom Weibe geboren«, schreibt er. (Gal 4,4) Und mehr kann man nicht wissen.

Sehr wahrscheinlich aber ist, dass der schwer kranke Herodes noch lebt, als Jesus zur Welt kommt. Man nimmt das Jahr 6 oder 7 vor Christus als sein Geburtsjahr an, sodass Jesus zwei oder drei Jahre zählt, als Herodes auf einer goldenen Bahre seinen letzten Weg in Richtung Herodeion antritt. Historisch gesichert ist, dass der Herodessohn Archelaos sein Nachfolger in Judäa wird – Matthäus erwähnt ihn als Grund dafür, dass Jesu Eltern es in Betlehem nicht länger aushalten und nach Nazaret umziehen, wo sie außerhalb seiner Reichweite sind. Denn gut bezeugt ist auch, dass dieser Archelaos eine regelrecht abstoßende Figur ist, eine lächerliche und grausame Parodie seines Vaters. Fest steht, dass das Land weiterhin nicht zu Ruhe kommt.

Die Söhne des Herodes teilen sich nun die Herrschaft. Zwei davon sollen uns interessieren: Archelaos, der Judäa erhält, und Antipas, dem Galiläa zufällt. Beide sind gleichermaßen unfähig und skrupellos. Archelaos ist kaum an der Macht, da lässt er sein Militär, Infanterie und Reiterei, gegen die Festpilger in Jerusalem vorgehen und dreitausend von ihnen abschlachten. Als die Herodessöhne kurz darauf nach Rom reisen, um sich den Segen der Weltmacht zu holen, brechen im ganzen Land Aufstände aus. Sie werden vom Statthalter Roms in Syrien, Quinctilius Varus, brutal niedergeschlagen – demselben Varus übrigens, der zwölf Jahre später im nördlichen Germanien mit drei Legionen in der sogenannten Hermannschlacht ruhmlos untergeht. In der Folgezeit führen sich Archelaos und Antipas daheim wie Willkürherrscher auf; Archelaos macht sich schließlich so unmöglich, dass die Römer ihn nach neun Jahren in die Verbannung schicken und Judäa von nun an mit eigenem Personal verwalten.



Im Klippenpalast des Herodes in Cäsarea richten sich römische Gouverneure ein, gut ausgestattet mit Soldaten, und prompt regt sich neuer Widerstand. Diesmal sind es Freischärler, die von ihren Schlupfwinkeln in den Bergen aus mit gezielten Anschlägen Römer und Kollaborateure zu treffen versuchen. Auf's Ganze gesehen breitet sich aber zunächst eine Art Friedhofsruhe im Land aus, bis 26 nach Christus ein gewisser Pontius Pilatus den Klippenpalast bezieht. Nach allem, was wir wissen, ist dieser Pilatus ein bornierter Technokrat, der alle Juden bestenfalls für Verrückte, wahrscheinlicher aber für geborene Unruhestifter hält, für Leute eben, die nur eine Sprache verstehen: die der Gewalt. Ab jetzt weht jedenfalls ein noch schärferer Wind, und womöglich hängt es ganz direkt mit Pontius Pilatus zusammen, dass Jesus nun nach vierunddreißig Lebensjahren seine unauffällige Existenz in Nazaret aufgibt und sich in öffentlichen Auftritten an seine Mitmenschen wendet. Ein entscheidender Augenblick. Entscheidend für die Lebensgeschichte Jesu, entscheidend für die Weltgeschichte. Was genau ihn dazu bewegt, das wird später zu erörtern sein. Zunächst einmal die Frage: Was hat Jesus bis dahin eigentlich gemacht? Was hat er bisher erlebt?



Der Klippenpalast des Herodes in Cäsarea, Amtssitz der römischen Gouverneure, ist fast vollständig im Meer versunken. Letzte Reste dieses prachtvollen Gebäudekomplexes sind über der Südkurve des Hippodroms am oberen Bildrand rechts zu erkennen. Das Bild unten zeigt den Ausschnitt eines Innenhofs im Klippenpalast mit dem Hippodrom im Hintergrund.

Blick auf die Stadt Nazaret mit der Verkündigungskirche. Das moderne, hektische Nazaret unserer Tage erlaubt kaum noch Rückschlüsse auf den bescheidenen Ort, in dem Jesus seine Kindheit und Jugend verbrachte. Unten Reste von Höhlenwohnungen, Zisternen und Vorratssilos aus dieser Zeit.



Nicht viel, sollte man meinen. Denn Nazaret ist zu seiner Zeit ein winziges Dorf von zweihundert, höchstens vierhundert Einwohnern. Der Erwähnung wert ist hier nichts. Es gibt keine öffentlichen Gebäude, kein Haus, das sich als Synagoge zu erkennen gibt, keine gepflasterten Straßen, es gibt nichts als den mühevollen Alltag von Kleinbauern, die auf überschaubaren Parzellen Getreide anbauen, in ihren Obstgärten auch etliche Weinstöcke haben, dazu vielleicht noch ein paar Feigen-, Granatapfel- und Olivenbäume ihr Eigen nennen und nebenher etwas Vieh halten. Unter dem Boden der modernen, nervösen Großstadt Nazaret haben die Archäologen jedenfalls hauptsächlich in Fels gehauene Olivenpressen und Weinkeltern, Mahlsteine, die Reste von Zisternen und Getreidesilos und die Grundmauern kleiner, würfelförmiger Häuser gefunden. Ja, und Wohnhöhlen. Natürliche Grotten und künstlich angelegte Höhlen in größerer Zahl am Nordhang des Talkessels, in dem das Dorf Nazaret lag. Gut denkbar, dass Joseph und Maria mit ihren Kindern eine solche Höhle bewohnten. Eine ärmliche Kulisse für Jesu Geburt hätten die Evangelisten also auch hier finden können.

Die Einwohner Nazarets dürften sich aus wenigen Großfamilien zusammensetzen. In einem dieser Familienverbände wächst Jesus heran. Zu seiner engeren Familie zählen neben den Eltern vier Brüder, die Markus und Matthäus bei einer späteren Gelegenheit namentlich erwähnen, und eine unbestimmte Zahl von Schwestern. Und auch das wissen wir durch

Markus: Jesus übt denselben Beruf wie sein Vater Joseph aus. Nur – Zimmermann, wie Luther übersetzt, ist er nicht. Er ist »téhton«, wie es im Originaltext zweimal heißt, und dieses griechische Wort bedeutet »Bauarbeiter« oder »Baumeister«. In Verbindung mit der Vorsilbe »archi« wird daraus der »Oberbaumeister«, nämlich unser »Architekt«. Ein Zimmermann käme im holzarmen Galiläa auch kaum über die Runden, noch weniger in einem Dorf wie Nazaret, wo Stein beinahe das einzige Baumaterial ist und Möbel gänzlich unbekannt sind. Nein, ein Téhton bearbeitet alle möglichen Materialien, Stein, Metall und sicherlich gelegentlich auch Holz, und gebraucht wird er auf Baustellen. Joseph und später auch Jesus werden also im Land umherziehen müssen, als Wanderarbeiter, und wochen-, vielleicht monatelang nicht zu Hause sein – es sei denn, sie haben das Glück, auf der Großbaustelle gleich vor der eigenen Haustür Arbeit zu finden, nämlich in Sepphoris, der Hauptstadt Galiläas, ganze fünf Kilometer nördlich von Nazaret gelegen.

Sepphoris, das heutige Zippori, wird seit Jahrzehnten ausgegraben, und zum Vorschein gekommen ist eine durch und durch hellenistische Stadt mit allen Annehmlichkeiten eines solchen hochmodernen Gemeinwesens, also Prachtstraßen, einem ausgeklügelten Kanalsystem, einem Theater, öffentlichen Plätzen und städtischen Villen mit Mosaikfußböden. Der verhasste Antipas hat hier in einer Palastanlage residiert, Banken und



Sepphoris (heute Zippori) war in römischer Zeit eine der wichtigsten Städte des Landes und zeitweilig Hauptstadt von Galiläa. Das linke Bild zeigt die Bodenmosaiken einer vornehmen Villa an der Hauptstraße. Wie die Nahaufnahme darüber beweist, konnte sich der Hausherr allerdings keinen Mosaikkünstler ersten Ranges leisten – die abgebildete Bankettszene wirkt recht unbeholfen.





Auf der vorhergehenden Doppelseite:

Der ehemals überdachte Markt am Schnittpunkt der beiden Hauptachsen von Sepphoris, ebenfalls mit einem Mosaikfußboden ausgestattet.



Die Wasserversorgung von Sepphoris war auf dem modernsten Stand. Die Stadt besaß einen unterirdischen Wasserspeicher von 260 Metern Länge und einer Kapazität von 4 300 Kubikmetern. Quellwasser aus den Hügeln von Nazaret wurde über zwei Aquädukte herbeigeführt und durch Bleirohre auf die Badehäuser, Brunnen und Mikwen der Stadt verteilt.

Gerichtsgebäude werden dazu gehört haben, kurz: Sepphoris hat man sich als Miniaturausgabe von Cäsarea vorzustellen, das seinerseits eine Miniaturausgabe von Rom war. Auf zwanzigtausend wird die Einwohnerzahl von Sepphoris zu Jesu Lebzeiten geschätzt. Im großen Stil wird hier gebaut, weil Varus die Stadt bei seiner Strafaktion etliche Jahre zuvor gründlich zerstört und ihre gesamte Einwohnerschaft getötet oder versklavt hat. Antipas lässt sie nun neu erstehen, und egal, ob Jesus wirklich als Bauhandwerker daran mitwirkt oder nicht, er wird aus nächster Nähe und vielleicht mit wachsendem Staunen erleben, dass sich jüdische Frömmigkeit und hellenistischer Lebensstil sehr wohl miteinander vereinbaren lassen. Anders als in Cäsarea nämlich sind die Bürger von Sepphoris überwiegend Juden, dennoch wirkt hier alles modern, weltoffen, griechisch eben – nur dass Synagogen die Stelle heidnischer Tempel einnehmen und keine Statuen die Plätze schmücken. Ja, die Juden hier leben sogar in gutem Einvernehmen mit den römischen Unterdrückern, und da und dort tauchen die ersten Mosaiken mit der Darstellung von Tieren und Menschen auf, ohne dass es wegen dieser Verletzung des jüdischen Bilderverbots zu wilden Protesten käme! Die Leute von Sepphoris scheinen die Lektion gelernt zu haben, die Varus ihrer Stadt erteilt hat. Im furchtbaren Blutausch des Jüdischen Kriegs wird Sepphoris dann auch zu den wenigen Orten in Palästina gehören, die von den Römern verschont werden.

Friedliche Koexistenz ist möglich! Jesus erlebt das hautnah. Was in der Theorie unvereinbar ist, muss sich nicht auch in der Praxis ausschließen. Diese Erfahrung dürfte Jesus beeindruckt und beeinflusst haben. Auf jeden Fall hat er diese Erfahrung den zornigen jungen Männern in ihren Bergorten weiter östlich und ihren Schlupfwinkeln weiter südlich voraus. Der Mann, der bald das unstete Leben eines Wanderpredigers und später eines Gejagten führen wird, hat die engen Grenzen des Denkens überwunden, er ist mit dem Bild des modernen, großstädtischen Lebens vertraut – und vielleicht sogar davon angetan. Dass Sepphoris in keinem Evangelium Erwähnung findet, muss andere Gründe haben. Sicherlich ist Jesus auch später noch hier durchgekommen – die Stadt liegt immerhin an der Hauptstraße, die sein Heimatdorf Nazaret mit seinem Stützpunkt Kapernaum verbindet. Zu befürchten hat er in Sepphoris auch nichts mehr, denn sein Landesherr Antipas ist bereits wieder umgezogen: in seine neue, ebenso hellenistisch-prächtige Hauptstadt Tiberias am See Gennesaret. Der wahre Grund wird sein, dass Jesus hier nicht gewirkt, nicht gepredigt, nicht geheilt hat. Die Leute von Sepphoris sind einfach nicht sein Publikum. Hier gibt es nicht viele Mühselige und Beladene. Und auch nicht viele Zornige. Nein, gebraucht wird er anderswo.

Aber verweilen wir noch für einen Augenblick in Sepphoris. Darf man so weit gehen, sich Jesus als jungen Mann unter den viertausend Zuschauern des Theaters dort vorzustellen? Möglich, dass es dazu gar nicht kom-



men kann, denn der Bau dieses Theaters wird neuerdings auf die zweite Hälfte des ersten Jahrhunderts datiert. Dennoch – in Sepphoris bekommt man zumindest unweigerlich mit, was sich andernorts in den Theatern tut. Auch Palästina wird ja in diesen Jahren von einer Form der Unterhaltung überschwemmt, die man am treffendsten wohl als globale antike Popkultur bezeichnet. Die klassischen griechischen Komödien und Tragödien werden auf den Bühnen des Imperiums jedenfalls kaum noch gespielt. Stattdessen erlebt man dort Burlesken, Satiren und Possenspiele in derber Alltagssprache, gewürzt mit Anzüglichkeiten, erweitert um Akrobatik und Clownereien und bereichert um regelrechte Striptease-Einlagen. Es gilt: je realistischer, desto besser. Die Vergewaltigung von Sklavinnen gehört zum Repertoire, die Kreuzigung von Verbrechern wird auf die Bühne gebracht, und im Theater von Cäsarea treten Badenixen in knappen Bikinis in einem Wasserballett auf. Theatersprache ist Griechisch, selbstredend, denn mittlerweile wird Griechisch sogar von der Landbevölkerung Palästinas verstanden. Derlei Volksbelustigungen werden jedenfalls Tagesgespräch in



Das kleine Theater von Sepphoris schmiegt sich an den steilen Nordhang des Hügels, auf dem die Stadt liegt. Es fasste etwa viertausend Zuschauer. War Jesus am Bau dieses Theaters beteiligt? Hat er womöglich hier unter den Zuschauern gegessen? Das Bild links zeigt eine Gestalt, die auf den Bühnen der Kaiserzeit nicht fehlen durfte: die alte Konkubine. (Archäologisches Museum Thessalonich)

Sepphoris sein, und sie könnten Spuren im Wortschatz Jesu hinterlassen haben. Es fällt nämlich auf, dass Jesus wiederholt das griechische Wort »hypokritai« verwendet, und zwar ohne Unterschied in allen vier Evangelien. Luther übersetzt es mit »Heuchler«. Tatsächlich jedoch kommt es aus der Theatersprache und bedeutet »Schauspielerei«. Als Schauspieler, fromme Schauspieler also, wird Jesus all jene kritisieren, die hinter ihrer gottesfürchtigen Fassade ihr eigenes Süppchen kochen – sei es als heimliche Agenten Roms, sei es als Aufwiegler zum gewaltsamen Widerstand, sei es als Ausbeuter des eigenen Volkes oder als Leute, die im Grunde ihres Herzens schon halbe Heiden sind.

Ziehen wir eine Zwischenbilanz. Jesus lebt vierunddreißig Jahre lang an einer Nahtstelle jüdischer und hellenistischer Kultur. Es lässt sich denken, dass er in dieser Zeit manches Ressentiment gegen die Welt da draußen, jenseits des schützenden Walls aus jüdischen Reinheitsvorstellungen und frommen Abgrenzungsversuchen, aufgibt, wenn er denn je dafür anfällig war. Wahrscheinlich ist er dreisprachig. Er versteht Hebräisch, die Sprache der Tora, der heiligen Schriften. Aramäisch, die Alltagssprache, beherrscht er ohnehin. Griechisch wird ihm ebenfalls geläufig sein. Zumal für die jungen Leute seiner Zeit dürfte es Ehrensache sein, die Modesprache wenigstens zu radebrechen. Auch griechische Namen sind ja mittlerweile populär: Philippus und Andreas werden zwei seiner Jünger aus Betsaida heißen, einem Fischerort am See Gennesaret – beides griechische Namen. Er hat als umherziehender Bauarbeiter aber auch Land und Leute kennengelernt. Er weiß, wie man in den Bergdörfern denkt, über die Römer und ihre eifertigen Handlanger in Tempelkreisen, er ist mit der gereizten Stimmung im einfachen Volk vertraut. Er ist also auf jeden Fall in zwei ganz unterschiedlichen Welten bewandert, dem Kultur- und Wirtschaftsleben einer modernen Stadt und dem bäuerlichen Leben auf dem Land, und aus beiden Welten wird er später das Anschauungsmaterial für seine Gleichnisse beziehen.

Die beste Einschätzung der politischen Lage allerdings wird Jesus in Jerusalem gewonnen haben. Er muss ja oft als Festpilger dort gewesen sein, mit seiner Familie, seinen Brüdern, vielleicht sogar mit dem halben Dorf – die Straßen sind unsicher, man reist besser in Gruppen, man hat besser massive Knüppel dabei. Und hier, in Jerusalem, hat er sie alle erlebt: Die römischen Soldaten, die von der hohen Warte der Burg Antonia aus jede Bewegung im Tempelareal gespannt verfolgen. Den Priesteradel, der sich im Prominentenviertel unweit des Tempels in seinen luxuriösen Stadtpalästen verschanzt. Und – immer auf Tuchfühlung mit den Menschenmassen – die Vertreter der unterschiedlichsten Strömungen und Parteien, jede mit dem hohen Anspruch, den gottgefälligsten Kurs im Privatleben wie in der Politik zu steuern. Vor allem aber hat er hier, auf den Plätzen und in den Gassen des Tempelbezirks, die Erregung der Menschen gespürt, die sich in



Modell des Tempels von Jerusalem zur Zeit Jesu: In der Mitte der eigentliche Tempel mit dem Allerheiligsten und dem Opferaltar, links die Halle Salomos, in der sich unter anderem der Verkauf der Opfertiere abspielte. Rechts, an der Nordwestecke des Tempelbezirks, die Burg Antonia, von der aus die Römer den Tempelbetrieb kontrollierten. (Israel Museum, Jerusalem)



Das Bild links zeigt jenen Abschnitt der Westmauer des Tempelbergs, der als »Klagemauer« bekannt ist.

Schmährufen und hitzigen Diskussionen Bahn bricht, die Wut darüber, dass man ausgerechnet das Passafest als Gefangene der Römer im eigenen Land feiern muss, also jenes Fest, das dem dankbaren Andenken an die Befreiung aus der ägyptischen Sklaverei gilt. Welch ein Hohn! Jesus selbst allerdings mag sich besonders von der schnöden Kommerzialisierung des



Die jüdische Oberschicht Jerusalems lebte ähnlich luxuriös wie die Wohlhabenden überall sonst im Römischen Reich. In dem Haus auf dem Bild oben wohnte eine Familie, die der Priesteraristokratie angehörte. (Burnt House Museum, Jerusalem) Darunter eine Gasse in der Oberstadt von Jerusalem heute.

Tempelkults abgestoßen fühlen, und vielleicht ist hier sogar der Vergleich mit Martin Luther erlaubt, der entsetzt von seiner Reise nach Rom zurückkam, entsetzt über die schamlose Geschäftemacherei mit dem Glauben, entsetzt über den unverhohlenen Prunk der römischen Kirchenvertreter. Nicht viel anders könnten die Verhältnisse in Jerusalem auf Jesus gewirkt haben.

Denn der Tempel ist so etwas wie ein riesiger industrieller Komplex, die wichtigste Geldquelle des Landes. Tausende von Priestern und Leviten tun dort reihum Dienst, schlachten und opfern jährlich Zehntausende von Tauben, Lämmern und Kälbern und machen gutes Geld mit den Häuten der Opfertiere, denn die sind Eigentum der Priester, die werden im großen Stil exportiert. Vom Tempeltourismus der Frommen und Schaulustigen leben natürlich auch zahllose Gastwirte, Lebensmittelverkäufer und Handwerker, Viehzüchter und Viehhändler. Im ganzen Tempelbezirk sind Steinmetze ununterbrochen im Einsatz, denn der Umbau des Tempels ist auch nach dem Tod des Herodes noch längst nicht abgeschlossen. Kaufleute setzen enorme Summen mit Dufthölzern und Weihrauch um, die von Karawanen aus dem südlichen Arabien herangeschafft werden, unerlässlich für die Kulthandlungen im Tempel. Dazu kommen ein blühender Souvenirhandel und schließlich die Tempelsteuer, die jeder Besucher zu entrichten hat. Kurzum: Der Tempel ernährt seinen Mann, und er ernährt ihn gut, und am besten ernährt er die priesterliche Aristokratie, die Sadduzäer, die auch den Hohepriester stellen.

Und damit wird es politisch, wie überall, wo es ums große Geld geht. Nur dass hier, im jüdischen Land, die Politik immer noch eine zweite, überirdische Dimension hat und sich Hoffnungen damit verknüpfen, die alles menschliche Maß übersteigen. Jeder einigermaßen charismatische Redner kann hier die kühnsten politischen Erwartungen wecken und damit bei anderen wütende Reflexe auslösen. Das heißt, es kann in diesem Land aus den unterschiedlichsten Gründen sehr schnell sehr ernst werden, und Jesus dürfte die politischen Verhältnisse und Kräfte genau studiert haben, bevor er sich in die Öffentlichkeit begibt und damit das Risiko eingeht, diese Kräfte herauszufordern. Tatsächlich wird er sich dann ja auch bald mit wenigstens zwei der einflussreichsten Parteien anlegen, oder sie sich mit ihm, und deshalb sollte man wissen: Welche Richtung vertreten diese Parteien? Welche Strategien verfolgen sie, um ihrem Volk aus seiner misslichen Lage herauszuhelfen? Wie wollen sie Gott womöglich zum erlösenden Eingreifen bewegen? Wer also sind die Sadduzäer, um mit ihnen zu beginnen?

Leute, für die die Lage im Land gar nicht so misslich ist. Denen nichts unsympathischer ist als die Vorstellung eines erlösenden Eingreifens, von welcher Seite auch immer. Denn in ihren Händen konzentriert sich die wirtschaftliche und politische Macht, auch wenn davon nur das für sie ab-

fällt, was die Römer ihnen übrig lassen – weshalb sie alles tun, um sich mit der Besatzungsmacht gut zu stellen, und meist auch gut damit fahren. Stockkonservativ, aber pragmatisch, so behandeln sie die politischen Probleme, so gehen sie auch an die religiösen Fragen heran. Von einer Auferstehung der Toten und einem Leben im Jenseits wollen sie nichts wissen. Sie halten an der traditionellen Überzeugung fest, dass jeder Mensch für seine Taten schon zu Lebzeiten belohnt oder bestraft wird, und haben allen Grund, sich selbst durchaus und angemessen belohnt zu fühlen. Im Übrigen stehen sie in dem Verdacht, es mit der Religion nicht so genau zu nehmen, solange nur der Tempelbetrieb reibungslos funktioniert – vor allem der Hohepriester selbst hat im Volk einen denkbar schlechten Ruf. Jesus münzt seinen Vorwurf der Schauspielerei dann auch nicht zuletzt auf sie, die Sadduzäer, und wie recht er damit hat, beweist ein überraschender Ausgrabungsfund aus dem Jahr 1990.

Damals entdeckten Bauarbeiter in einem Vorort von Jerusalem eine Grabkammer. Knochenkästen kamen dabei zum Vorschein, sogenannte Ossuarien, in denen die Gebeine von Verstorbenen gesammelt wurden, nachdem ihr Fleisch verwest war. Einige dieser Ossuarien waren elegant verziert, zwei trugen sogar Namensinschriften, und nun war die Sensation



Wie überall und zu allen Zeiten gingen auch in Jerusalem Frömmigkeit und Kommerz Hand in Hand. Die Händler in dieser Ladenzeile machten ihre Geschäfte gleich gegenüber dem Tempel.



Ossuarium des Hohepriesters Kajaphas mit Namensinschrift.

perfekt: Man war auf die Grabanlage der mächtigen Kajaphasfamilie gestoßen, der auch jener Hohepriester angehörte, der Jesus den Prozess gemacht hatte! Es geschieht nicht oft, dass Archäologen auf Personen stoßen, die mit Jesus direkt zu tun hatten. In diesem Fall wartete allerdings noch eine weitere Überraschung auf die Ausgräber: In einem dieser Ossuarien entdeckten sie nämlich eine Bronzemünze in der Schädelhöhlung einer Frau. Und die war nicht zufällig dahin geraten, die war dieser Frau auf dem Totenbett unter die Zunge gelegt worden als Entgelt für den Fährmann Charon, der in der griechischen Mythologie die Verstorbenen über den Fluss der Unterwelt setzt. Gut, solche Münzen waren schon in vielen Sarkophagen gefunden worden, auch in Israel, aber dass sich heidnische Gepflogenheiten selbst in der Familie des Hohepriesters durchgesetzt hatten, war neu. Die Schlussfolgerung lag auf der Hand: Wenn sich schon der höchste Repräsentant des jüdischen Glaubens ein Hintertürchen in den Hades offenhalten zu müssen meinte, dann kann es mit dem Vertrauen auf Jahwe in diesen Kreisen nicht mehr weit her gewesen sein.

Während sich die Sadduzäer in der Öffentlichkeit Jerusalems wohl eher rar machen, trifft Jesus auf die Vertreter der zweiten großen Partei allerorten: die Pharisäer. Zwar ist er ihnen draußen im Land schon oft begegnet, doch hier in Jerusalem dürften sie in ihrer Rolle als Meinungsführer und Sittenwächter besonders hervortreten. Die Pharisäer sind eine Volksbewegung mit politischen Ambitionen und großem Rückhalt bei den Massen, und im Unterschied zu den Sadduzäern sind sie ernsthaft fromm. Nicht nur, dass sie sich peinlich genau an die Vorschriften der Tora, also der Bücher Mose halten, sie haben auch viele dieser Vorschriften aus dem religiösen Bereich auf den Alltag übertragen. Wer sich an ihnen orientiert, für den wird das Leben ziemlich umständlich und kompliziert, aber immerhin festigen die Pharisäer so die jüdische Identität ihrer Landsleute und stärken ihnen damit den Rücken gegen die hellenistische Einheitskultur. Und sie sind überzeugt: Wenn sich nur genug Menschen finden, die so wie sie den Willen Gottes bis ins kleinste Detail erfüllen, wird Gott sich dieses Volkes auch wieder erbarmen. Jesus ist in ihrem Fall hin- und hergerissen. Sie meinen es ernst, sie glauben an die Auferstehung der Toten, das nötigt ihm Sympathie ab. Aber ihre Pedanterie ist ihm doch zutiefst fremd, und ihr Buchstabengehorsam erscheint ihm lebensfern und unfruchtbar. Außerdem stellen manche ihre Frömmigkeit arg zur Schau, weshalb Jesus auch sie nicht vom Vorwurf der Schauspielerei ausnehmen wird.

Und sonst? Da gibt es noch, am äußersten Rand des Spektrums, die Essener. Sie leben zumeist zurückgezogen in klösterlichen Gemeinschaften, und ihr gläubiger Ernst wird von niemandem bestritten. Sie halten sich aus allem heraus, streben keinen politischen Einfluss an, wollen auch nichts mehr zu tun haben mit Opferkult und Tempel und sehen in den Einöden die einzigen Orte, wo wahre Gläubige ihre Vorstellungen von



Die archäologische Zone von Qumran am Toten Meer. Bisher galt diese Anlage als Klosterkomplex der strengen Essenersekte. Mittlerweile wird es für möglich gehalten, dass es sich dabei um eine der großen landwirtschaftlichen Produktionsstätten handeln könnte, die König Herodes anlegen ließ.

radikaler Gottgefälligkeit verwirklichen können. Und schließlich, am entgegengesetzten Ende der Skala, die Zeloten. Die zornigen und nervösen jungen Männer, die die herrliche Zukunft in einem Reich der Freiheit nicht herbeibeten, sondern herbeihauen und -stechen wollen. Ihre Feinde sind die Römer, selbstverständlich, aber mehr noch diejenigen, die sich in ihren Augen der feigen Kollaboration mit den Römern schuldig machen, die Leute um den Hohepriester. Und vor allem dieser selbst.

So also ist die Lage. Am vernünftigsten noch die Pharisäer. Fiebrige Erregung in großen Teilen des Volkes. Eiskaltes Kalkül seitens der religiösen und politischen Führer. Und nun auch noch Pontius Pilatus, Roms neuer Mann im Klippenpalast von Cäsarea. Schon bei seinem ersten Auftritt in Jerusalem hat man seine sture Arroganz erleben dürfen. Zimmerlich sind die Römer ohnehin nicht; für die Ruhe in ihrer Provinz Palästina gehen sie über Leichen. Pilatus könnte der Funke sein, der das Pulverfass zur Explosion bringt. Ist das der Grund, weshalb Jesus nun, nach vierunddreißig Jahren einer gänzlich unauffälligen Existenz, den abenteuerlichen Plan fasst, sich da einzumischen?



In schwer zugänglicher Lage auf einem scharfkantigen Bergrücken im Hügelland östlich des Sees Gennesaret: die Stadt Gamla, das Widerstandsnest, die Heimat vieler Undergroundkämpfer gegen die römischen Besatzer und ihre Sympathisanten. Im Jüdischen Krieg war Gamla eines der ersten Angriffsziele der römischen Streitkräfte. Die Stadt wurde erst nach monatelanger Belagerung erobert und dann vollständig zerstört. Im Vordergrund erkennbar noch der Stumpf eines runden Befestigungsturms. Weiter unten sind die Grundmauern der Synagoge von Gamla sichtbar, und am linken unteren Bildrand erkennt man noch die Bresche in der Stadtmauer, durch die die römischen Legionäre schließlich in die Stadt eindrangen. Achttausend Bewohner sollen vorher Selbstmord begangen haben, indem sie sich in die Tiefe stürzten.

Wir wissen es nicht, wir müssen spekulieren. Immerhin lässt sich den Evangelien zweierlei entnehmen, das zu Rückschlüssen ermutigt. Das eine: Jesus muss in großer Sorge sein. In größter Sorge, seitdem Pilatus die Bühne betreten hat. Er sieht sein Volk blindlings ins Verderben schlittern – orientierungslos wie eine Schafherde ohne Hirte, entfährt es ihm einmal. Das furchtbare Ende Jerusalems ist für ihn absehbar, wenn nichts geschieht, wenn seine Landsleute nicht zur Besinnung kommen. Dazu gehören keine hellseherischen Kräfte, dazu gehört nur ein ungetrübter, von Eigeninteressen und Leidenschaften ungetrübter Blick. Später wird er seinen Zuhörern vorhalten, dass sie den Ernst der Lage und die Zeichen der Zeit nicht erkennen, obwohl doch offensichtlich ist, was sich da zusammenbraut. Und dann muss ihn bedrücken, ja vielleicht zur Verzweiflung treiben: Alle Parteien, soweit sie überhaupt eine Vision haben, denken in den engen Grenzen alter Vorstellungen. Sie haben ein großes »Immer weiter so!« auf ihre

Fahnen geschrieben. Jesus dürfte in dieser Zeit auf der Suche sein nach Verbündeten und Mitstreitern, dürfte mit sich kämpfen, welcher Richtung er sich anschließen soll, und verwirft alle. Die Sadduzäer kommen schon deshalb nicht in Frage, weil sie einen geschlossenen Zirkel bilden. An den Pharisäern stört ihn, bei aller echten Gläubigkeit, der kleinkarierte religiöse Ordnungssinn. Die Essener kämen zumindest als Vorbild in Frage, hätten sie sich nicht in einen unversöhnlichen Hass auf alle Andersdenkenden verbissen. Die Zeloten wiederum haben zwar den falschen Weg der Gewalt gewählt, zeigen sich auch gänzlich taub gegen alle Warnungen vor den schrecklichen Vergeltungsmaßnahmen der Römer, sind aber theologisch nicht so festgelegt wie die anderen, vielleicht also ansprechbarer als sie. Doch letztendlich sieht er überall dieselbe Mischung aus blindem Eifer, elitärer Eigenbrötelei, rückwärtsgewandtem Denken und knallhartem Machtkalkül. Jesus wird sich keiner Schule und keiner Strömung anschließen – auch das geht aus den Evangelien hervor.

Warum Jesus da eingreifen will? Es wäre unerklärlich, würden wir nicht annehmen, dass er sich berufen fühlt. Man kann es wohl nicht anders sagen: Jesus fühlt sich dazu berufen, in den Lauf der Dinge einzugreifen. Alles Weitere zeigt, dass er eine durch und durch eigene Schau der Zusammenhänge zwischen Himmel und Erde hat, vollkommen jüdisch und vollkommen originell, und damit einen Auftrag und eine Verantwortung. Er muss sich seiner Sache in den letzten Jahren immer sicherer geworden sein. Und jetzt drängt die Zeit. Vielleicht wartet er bloß noch auf ein Stichwort. Da macht ein Mann von sich reden, der genauso aus dem Rahmen fällt wie er selbst. Der sich schon äußerlich als Sonderling zu erkennen gibt und unerhörte Dinge sagt und aus dessen Mund das Stichwort tatsächlich fällt. Es heißt »Gottesreich«.